

Ver!

Auf daß der revolutionäre Geist in
Allem und Jedem zum Ausdruck komme

Herausgeber: Karl F. Kocmata

Aus dem Inhalt:

Peter Altenberg

Die Fackel Nr. 500 / von Hans Reich

F. Domela Nieuwenhuis, ein Vorkämpfer des Anarchismus
von Rudolf Großmann

Der Platz der Barmherzigkeit / von Franz Theodor Csokor

Egon Schiele

Der Skandal im Stadttheater

Der Zuhälter / von Dr. Kurt Sonnenfeld

Senatspräsident Dr. Leo Elsner

Illustrationen:

Richard Guttman; Der Spielmann Hans Jüllig

Gedichte

von Eugen von Domansky, Carl Julius Haidvogel, Rolf Henkl, Ernst Mannheimer,
und Leopold Reißinger

Bücherbesprechungen

Anmerkungen des Herausgebers

Redaktion und Verlag »VER!«: Wien, I. Stubenring 14, Atelier

Sprechstunden: Dienstag und Freitag von 5 bis 8 Uhr

Hauptauslieferung: Zeitungsbüro Hermann Goldschmiedt
G. m. b. H., Wien, I. Wollzeile 11. Telephon 4092 und 5385

DAS NEUE GEDICHT

EINE ZWANGLOSE SAMMLUNG

Jedes dieser im Verlag des Ver! erscheinenden Bändchen bietet eine Handvoll Gedichte dar, die — vom Autor gewählt und zu einheitlicher Stimmung zusammengeschlossen — das geistige Selbstbildnis der Dichterpersönlichkeit in knappem Umriß zeigen. Bis jetzt erschienen:

1. Bändchen **Zwoelfboth: Schwert gegen Seele.** Preis 50 Heller
2. Bändchen **Friederike Ehrmann: Wege zur Sonne.** Preis 50 Heller
3. Bändchen **Fritz Karpfen: Ich rufe Klage**
Preis 60 Heller
4. 5. Doppelbändchen **Lux: Wir waren zu reich - - -**
Preis K 1:20
6. Bändchen **Hildegard Jone: Ring, Mein Bewußtsein** Preis 1 Krone
7. Bändchen **Carl Julius Haidvogel: Der heimliche Spiegel** Preis K 1.—

Aus einem Brief an den Verfasser:

Ich muß bekennen, daß ich diese Gedichte mit stets gesteigertem Interesse las, . . . ich fühle den lebhaften Wunsch, bald einem umfangreichen Bande Ihrer Gedichte zu begegnen. Die Gedichte sind von jener starken Entschlossenheit und Bekennerschaft durchblutet, die das Wesentliche der Gegenwartskunst ausmacht

Franz Theodor Csokor

8. Bändchen **K. Hans Jüllig: Bumurung**
Preis K 1:30

Die Sammlung wird fortgesetzt und ist jedes bisher erschienene Bändchen in allen Buchhandlungen, die den VER! führen, zu haben

Im Verlage des VER! erschienen:

Geschlechtlichkeit

Paraphrasen zu Otto Weiningers
Geschlecht und Charakter von
J A C Q U E S H A N N A K

Preis 1:50 K. Aus dem Inhalt: 1. Das Weibliche in der Natur. 2. Geist des Judentums. 3. Über die Treue. 4. Ethische Grundlegung. 5. Metaphysik des Ehebruchs. 6. Abschließende Zusammenfassung.

Ver!

Auf daß der revolutionäre Geist in Allem und Jedem zum
Ausdruck komme

Herausgeber: **Karl F. Kocmata**

Zuschriften persönlicher Art sind unter Beiliegung des Rückportos nur an den Herausgeber des
Ver!, Karl F. Kocmata, Wien XIX/2,
Manuskriptsendungen an die Redaktion des Ver!, Wien I, Stubenring 14, zu richten. Sprech-
stunden Dienstag und Freitag von 5—7 Uhr.

Ver! kostet mit ganzjähriger Postzusendung in Oesterreich K 12.—, im Deutschen Reiche
Mk. 8.—, in der Schweiz Fr. 8.—,
Oesterreichisches Postscheckkonto Nr. 171.849.
Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet.

Peter Altenberg

Lieber, verehrter P. A.,

Du Dichter, der Du das Kleinste und Unscheinbarste nicht nur beachtest — sondern auch vorziehst; der Du d a r u m entzückt bist von den kleinsten Dingen des Lebens, an denen Andere stupid vorübertröten oder in ihrer mistigen Erwerbsgier vorüberhasten; der Du Freude und Genuß schon am Anblick der Dinge hast, — Du zeigtest mir vor wenigen Tagen das wunderliche Ziel Deiner bescheiden-künstlerischen Sehnsüchte, den Gegenstand, dem zuliebe Du Deine Wallfahrten in die Kärnthnerstraße unternimmst: die Vase mit den eingebrannten Farben und dem zarten, ach! so zerbrechlichen Schliffdeckel. Mir ließ es keine Ruhe. Zu wissen: dieser Dichter, den Viele — es sind Allzuvielen! — kennen, und so Wenige — es sind Allzuwenigen! — verstehen und schätzen, entbehrt des Anblicks dieser Vase in seinem über Alles geliebten Zimmer. Wenn der Mensch Peter Altenberg die Vase nicht braucht, der Dichter P. A. braucht sie notwendig.

Verehrter P. A., ich kenne die Wirkungen, die von Dir ausgehen. Eine kleine Vase um K 48.—, und Du bist froh, schaffst, und segnest Deine Freunde und Feinde. Wie anders wärst Du der Dichter, der Du bist! Verflucht die Protzen, die Dir mehr bieten könnten!

In Verehrung

Karl F. Kocmata

✽

Peter Altenberg hat seinen 60. Geburtstag nicht mehr erleben dürfen. An seiner Bahre stehend, wühlt der Schmerz über den Verlust zu sehr, als daß ich mehr zu sagen imstande wäre: ich habe ihn geliebt. All seinen Widerspruch, all seinen Zorn, all seine Zerrissenheit, sie sind mir so nahe gegangen als sein scheinbarer Ueberschwang, seine Frömmigkeit und sein Entzücken. Die unbegrenzte Liebe zur Natur! Die ekstatische Freude am Einfachen, Reinen und Kindlichen! Sein Leben und Wirken war ein Protest gegen den Spießier jeder Art und Gattung. Die wertvollsten Mädchen weinen in diesen Tagen um Peter. Aus den Männern hat er sich nicht viel gemacht, der Rebell gegen unsere blödsinnigen Gesellschaftsunsitten. Der Herausgeber des Ver!, der dem verstorbenen Dichter die Inspiration zum Erscheinen des Blattes verdankt, als auch alle Mitarbeiter werden Peter Altenberg nicht vergessen!

◆◆◆

Gast / von Ernst Mannheimer

Ich lehne lauschend an der Ballustrade:
Schmal eine Treppe biegt zu ihrer Schwelle,
Die Fenster schimmern mit des Mondes Helle
Und Schatten wippen über Silberpfade.

Schon losch die Lampe. Klang ein zages Rufen!
Sind ihres Atems Wellen, die mich heben
Willkomm verheißend? Leisem Wink ergeben
Gleite ich aufwärts auf des Dunkels Stufen.

◆◆◆

F. Domela Nieuwenhuis / von Rudolf Großmann

Vorbemerkung: F. Domela Nieuwenhuis, ein Fackelträger im Kampfe der Menschheitsbefreiung aus den Banden des Kapitals, ist dank der sorderbaren Revolutionierung der Gehirne unserer Arbeiterschaft durch die Sozialdemokratie, hierzulande fast unbekannt. Diese Schuld der die Massen seit über 30 Jahren unentwegt korrumpierenden österreichischen Sozialdemokratie sei hier festgehalten. Der 70. Geburtstag Nieuwenhuis fiel in die große Zeit, in der die verbrecherische Zensur ihr schändliches Werk an dem nachfolgenden Aufsatz verübt hätte. Umsomehr ist es nun Ehrenpflicht, den Deutsch-Oesterreichern, die der vollkommenen Vertrottelung so nahe sind, als sie der vollständigen Freiheit und Befreiung fernestehen, Kunde von diesem Mann und seiner Bedeutung zu geben.

Karl F. K o c m a t a

„Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe, aber durch wenige nur pflanzt die Menschheit sich fort.“

Friedrich Schiller

In dem Sturmgebraus des Weltkrieges soll — notgedrungen nur in kurzen Worten, flüchtig — eines Mannes gedacht werden, dessen ganzes Leben nicht nur der Sache der Arbeiterbewegung geweiht war und ist, sondern der auch vor rund einem Vierteljahrhundert das Emporsteigen des Weltkrieges am Horizont der europäischen Geschichte voraussah; — eines Holländers, dessen Vorschläge und Lehren unbedingt die einzigen gewesen wären, jenen — den Weltkrieg — bannen zu können.

Darum ist das Leben von F. Domela Nieuwenhuis, der am 31. Dezember 1918 ein Alter von 72 Jahren erreicht, ein bedeutsames Symbol.

Große Teile des holländischen Volkes ließen dieses Ereignis nicht vorübergehen, ohne ein Jubelfest zu feiern. Sie ehrten in F. Domela Nieuwenhuis einen der ersten, aufopferungsvollsten Vorkämpfer und Begründer des Sozialismus in Holland, der als Bannerträger dieses Ideals aber eine über die engeren Grenzen seines Heimatlandes hinausreichende, internationale Bedeutung besitzt.

Umso bemerkenswerter, daß sowohl die reichsdeutsche, als auch die österreichische Sozialdemokratie, deren Leitartikel oft den wichtigsten Zwergen des Alltages und der

Scheingröße Weihrauch spenden, über F. Domela Nieuwenhuis nichts zu sagen wußte; kein Wort, auch nicht die bescheidenste „objektive“ Würdigung.

Diejenigen, die Nieuwenhuis aus seinem Leben, seinen Schriften und aus seiner fast vier Jahrzehnte umfassenden Betätigung im Dienste der sozialen Befreiung kennen, wird diese Wertschätzung für eine der gigantischsten Gestalten der Idee und Weltanschauung der Freiheit nicht überraschen. Nieuwenhuis ist sich nämlich treu geblieben — und man weiß es allgemein: dieser Mann wird sich treu bleiben bis zum Grabe. Nur durch diese ihn durchglühende Treue zu seinem Ideal ist es überhaupt erklärlich, woher seine robuste Kraft und zähe Ausdauer stammt, mit der er auch heute noch an der Spitze der holländischen, wahrhaft freisozialistischen Bewegung zu stehen vermag, als Redakteur an deren wöchentlich zweimal in großem Format erscheinenden Hauptorgan, dem „Vrije Socialist“ („Freier Sozialist“) — ungebeugt, trotz der Last der Jahre, in Wahrheit nur ein zweimal Sechsdreißigjähriger.

Aus seiner prächtigen, 600 Oktavseiten umfassenden Autobiographie (erschieden 1911) erfahren wir, daß Nieuwenhuis am 31. Dezember 1846 zu Amsterdam das Licht der Welt erblickte. Er war der Sprößling einer begüterten Familie und wurde von dieser der Kirche geweiht, der er, als Prediger der lutherischen Gemeinde im Haag, mehrere Jahre voranstand. Doch noch in jungen Jahren wandte er sich von der Kirche ab. Schon in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts finden wir ihn, Fühlung gewinnend, in der Arbeiterbewegung. Bald darauf als aktiven Pionier des Sozialismus — die ersten Samenkörner der modernen und künftigen Bewegung desselben in Holland ausstreuend.

Als solcher wurde er in die holländische Parlamentskammer gewählt.

Hier beginnt nun die Eigenart von Nieuwenhuis, die ihr zu einer bleibenden Säule in der Geschichte der sozialen Idee aller Länder macht.

Seine bleibende Bedeutung, das Ragende seines Lebens ist vor allem darin zu erblicken, daß er dem Volke und dessen Interessen treu blieb. Um nicht in dem Sumpfe des Parlamentarismus' unterzugehen, der die gesamte Sozialdemokratie verschlungen hat — entsagte er dem Parlamentarismus, das

Volk auf den Weg sozialwirtschaftlicher Eigenkraft, der geistigen Selbsterziehung und Initiative verweisend.

Allein die volle Wucht seiner Persönlichkeit liegt in einem zweiten Moment. Seine schon heute unvergängliche Größe ist darin zu erblicken, daß Nieuwenhuis schon vor rund 25 Jahren die kommende Katastrophe des Weltkrieges wahrhaft prophetisch voraussah und darauf hinarbeitete, daß die Völker aller Länder von ihr verschont bleiben mögen, für die Friedenserhaltung reif, aktionskräftig gemacht und dazu erzogen würden! Die Tragweite dieser seiner Lebensarbeit für uns alle können wir nur ermessen — heute mehr als je! —, wenn wir wissen, daß alle seine, auf jene Aufgabe abzielenden Vorschläge und Anregungen am grimmigsten von den Wortführern der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie — von Wilhelm Liebknecht, August Bebel und Viktor Adler — bekämpft wurden.

Gegenwärtig und an dieser Stelle kann der Kampf wider Nieuwenhuis nicht näher ausgeführt, dargelegt werden. Nur eines sei gesagt. Ein künftiger Kulturchronist unserer unglücklichen und sich selbst vertilgenden Zeit wird sein Urteil über die Frage nach den wahren Schuldtragenden an dem Ausbruche des Weltkrieges nicht fällen können, ohne die Materialien zu Rate zu ziehen, in denen jener Kampf niedergelegt ist. Es sind dies die Protokolle der internationalen sozialdemokratischen Kongresse von 1891 (Brüssel) und 1893 (Zürich).

Wer immer sich der Mühe unterzieht, jene Protokolle zu lesen, wird aus ihnen ersehen, daß es eine der boshaftesten Scheinheiligkeitsmethoden der Sozialdemokratie ist, wenn sie die Schuld an dem Weltkriege nur den — Regierungen in die Schuhe zu schieben trachtet. Jedermann wird, nach Lektüre jener Protokolle, zu der klaren Erkenntnis gelangen müssen, die einstmals das Urteil des künftigen Kulturhistorikers bilden und also lauten wird: Das unvermeidliche Herannahen der Katastrophe des Weltkrieges wurde rechtzeitig signalisiert und vorausgesehen — eben von Nieuwenhuis; daß sie sich entladen konnte, daran tragen weder die Regierungen noch die Völker — beide: gemeinsame Opfer des gleichen Taumels ungeheuerster Interessenkonflikte! —, sondern vielmehr alle die die Schuld, die 25 Jahre Alle s hinderten, verleumdeten, schändeten und hintertrieben, was den Ausbruch des Weltkrieges hätte unmöglich gemacht.

Die Schuldigen an der Möglichkeit eines Weltkrieges, ja an seiner Inszenierung sind diejenigen, die Nieuwenhuis auf jenen Kongressen bekämpften und verlachten; die ihn und seine Mitkämpfer bis in die jüngste Vergangenheit hinein für die breiten Massen mundtot zu machen suchten, um die letzteren ungestört als sozialdemokratisches Rohmaterial ausnützen zu können. Die nichts taten, um die Anschauungen eines F. Domela Nieuwenhuis zum Gemeingut des Volkes zu machen, im Gegenteil Alles, um jene Lehren und deren Träger zu verunglimpfen.

Freilich, sie haben gesiegt, diese tapferen Bekämpfer eines Nieuwenhuis und seiner Jünger, das ist unbestreitbar. Nur wollen wir nicht übersehen und vergessen, daß sie gesiegt haben, indem sie — die Bahnbrecher, die Wegbereiter nicht des Sozialismus, sondern des Weltkrieges geworden sind. Und „das war kein Heldenstück, Oktavio!“

Nieuwenhuis hat getan, was nur menschenmöglich, um das sich nun vor unseren Augen vollziehende Fatum, dieses Resultat der gesamten letzten 25 Jahre verfehlter Arbeiterbewegung unter sozialdemokratischer Führung, hinanzuhalten, abzuwenden, zu hintertreiben. Es ist ihm nicht geglückt — das Verhängnis nahm seinen Lauf, mußte ihn nehmen.

Es wird die Zeit kommen, wo wir den Völkern deutscher Zunge deutlicher werden sagen können, was Nieuwenhuis für sie wollte, was sie in ihm zu ehren haben. Heute können wir es nicht. Vorläufig genüge, daß wir ihm danken, als einem Apostel des Friedens und — was sicherlich wichtiger — der **K r a f t** der Arbeiterklasse, den Frieden zu **w a h r e n**, welcher Kraft wir es in einem kaum allgemein bekannten Maßstabe zu verdanken haben, wenn Holland heute noch seine Neutralität zu wahren gezwungen ist.

Ein leuchtendes Vorbild des reinsten, edelsten Ideals, so weit es in dem geistigen Reichtum einer Persönlichkeit verkörpert werden kann — das ist uns F. Domela Nieuwenhuis. Wir grüßen ihn im Zeichen des wahren Freiheitsgeistes, als Bannerträger der Menschheitssache!



Der Platz der Barmherzigkeit

von Franz Theodor Csokor

Das sechste Bild aus dem demnächst bei Gustav Kiepenheuer, Weimar, erscheinenden dramatischen Werk: *Die rote Straße*. „Er“ hat die Geliebte an den Reichtum verloren, der in der Gestalt des gelben Mannes und seiner Schmarotzer verkörpert ist. Mit brutaler Gewalt sind die Liebenden auseinandergerissen worden, da „Er“ zu schwach war, „Sie“ vor dem Einbruch der Tatsachenwelt zu schützen. Nun sucht „Er“ die ihm Geraubte.

G E S T A L T E N :

ER

DIE DIRNE

DIE HEBAMME

DER SCHUTZMANN

STIMMEN UND GELÄCHTER

S C H A U P L A T Z

Das Segment eines buchtartigen Platzes. Links ein altes Haus; dürftig, ohne Stockwerk; eine Türe mit mattweißer Milchscheibe im Oberteil führt hinein. Ein massives Eisengitter grenzt daran und zieht sich über die rückwärtige Bühnenmitte nach rechts, wo es an einem einstöckigen Bau endet; es wölbt sich im Zentrum zu einem mächtigen Tor und birgt hinter sich einen strauchbepflanzten Ziergarten, als dessen Abschluß in einiger Entfernung ein dunkler Rundturm gigantisch ins Unendliche emporzustoßen scheint. Das Gebäude rechts, alt und verlottert, zeigt hinter den buntgewürfelten Vorhängen der Stockwerkfenster, deren mittleres geöffnet ist, Licht. Im Giebel seiner durch Stufen über den Platz erhöhten Türe brennt eine rotgläserne Laterne.

Die Mitte des Platzvordergrundes nimmt ein leeres Holzkreuz ein, darauf die Passionsinsignien: INRI-Tafel, Schweiß Tuch mit Dornenkrone, Spottpurpur, Schimpfzepter, Geißel, Rute, Hammer, Nägel, Lanze und Schwamm in rohen Formen geschnitzt sind. Ein Betschemel ist darangerückt; wo sein Pult den Kreuzfuß berührt, flackert in einem roten Gläschen ein ewiges Licht. Immer noch Nacht; doch schon gegen die Frühdämmerung zu.

ER (kommt von links hereingejagt. Atemringend bleibt er stehen und späht in die Runde): Von Menschen bespien, — von Hunden gejagt, — wo bin ich hing geraten? Wohin? —

Hier ging doch ein Weib um die Ecke, verschleiert, — von ihrer Gestalt? Oder narreten mich meine Augen vielleicht? Hasche ich überall nun einen Schatten, dessen Leib ich zu halten versäumte? Oh, wie schimpflich versagte ich wieder, ich prahlender Herrscher in Träumen und grübelnder Schwächling, zerbrechlichster Halm, vor dem kleinsten Hauche der Wirklichkeit! Mir ist, als wäre mein Fleisch und Gebein eine einzige rasende Wunde!

(Dumpfes Gelächter aus dem Turm.)

ER (fährt herum): Wer da? (Sich wild umsehend; gedämpft) Man spürte mich also schon auf und letzt sich aus einem Verstecke an meiner erbärmlichen Ohnmacht?! — Ach was, — die tafeln noch alle beim Wein mit ihm und mit — Still! sonst zersprengt mich mein Herz!

(Neuerliches Gelächter aus dem Turm.)

ER (bitter): Da capo? — Wo seid ihr, ihr munteren Brüder? (Schaut nach dem Hause rechts.) Thront ihr in jenen strahlenden Logen? Nein; da herab lachte es nicht. (Wendet sich gegen das Gitter.) Hinter mir muß es gewesen sein, ganz weit, in dem plumpen schwarzen Koloß. Es scheint ein Turm — ein Turm ohne Ende, — denn er mündet hinauf in die Nacht, als sei er die Nabe der Welt. Aber kein Lichtlein verkündet, wo diese Fröhlichen schmausen? (Geht an das Tor und rüttelt daran.) Nicht Klinke, noch Schloß. Nur Eisengestänge — meterhoch — klobig — und dicht aneinander, — als seien dort reißende Tiere verwahrt. Ein Menschenkerker demnach. Nur gewiß die erträglichsten drinnen.

(Stimmen im erregten Wechsel aus dem Stockmittelfenster des Hauses rechts.)

ERSTE FRAUENSTIMME: Keine Geschichten! Der Herr hat bezahlt!

ZWEITE FRAUENSTIMME: Dafür doch nicht!? Ich sei hier nur Kellnerin, sagten Sie mir, als die Mutter mich Ihnen verdingte.

DIE MÄNNERSTIMME: Laß die Komödien, Jungfrau! Zur Sache!

ZWEITE FRAUENSTIMME: Hand weg! Ich mag nicht! Mit Ihnen schon gar nicht!

ER (hat aufgehört und nähert sich dem Haus).

DIE MÄNNERSTIMME: Aber mein Wein, — der hat Ihnen gemundet? Und auch das Trinkgeld verschmähen Sie nicht?

ZWEITE FRAUENSTIMME: Herrgott, um einen Heller von euch ist man ja noch nicht verschachert?

ERSTE FRAUENSTIMME: Ruhig und pariert! Sonst wird man Sie zwingen!

ZWEITE FRAUENSTIMME (hysterisch): Nie! Eher spring ich zum Fenster hinaus!

(Eine dunkle Gestalt erscheint am Mittelfenster, wird aber weggerissen.)

DIE MÄNNERSTIMME: Dann aber bitte die Zeche zurück.

ERSTE FRAUENSTIMME (brutal): Unsinn! Emma! Frieda! Helft! — Werdet sehn, wie wir ihn kirren, den verrückten Balg!

(Man vernimmt Klatschen von Ohrfeigen, ersticktes Weinen, Männer- und Weibergelächter.)

ER (brüllend): He! Was geschieht da?

ERSTE FRAUENSTIMME: Vorsicht! Man hört euch hinaus! Herr Reisender, werfen Sie Geld in das Spielwerk!

(Das Mittelfenster wird zugeschlagen. Gleichzeitig beginnt ein Grammophon mit dem Lied: O Isabella, wie ist das Leben doch so schön!)

ERSTE FRAUENSTIMME: Nun wirst du dich nicht mehr spreizen, Krapül?

DIE MÄNNERSTIMME (lachend): Hoffentlich doch! Aber anders. Beste Madame, meinen Dank! Ich bezahle das gleich bis zum Morgen. Jetzt komm, Katz, und heul nicht! Rein in die Klappe! Es nimmt dich mir niemand mehr weg heute nacht.

ER (rasend): Aufgekauft! — Auch! Oh, ihr Menschenverfeilscher! Aufgekauft und gleich im voraus bereinigt, — genau wie der andere, — ja! Wo bist du denn wenigstens, biederer Wanst? Du sollst mir bluten für ihn! (Mit geballten Fäusten auf das Haus los, in dem das Grammophon eben krächzend verklingt.)

DIE DIRNE (kommt in diesem Augenblick von links. Dicht verschleiert, erinnert sie in Gestalt und Gang an „Sie“): Wohin?

ER (wendet sich; mit einem Satz bei ihr): Wohin selbst?

DIE DIRNE (stehenbleibend): Von Bett zu Bett.

ER (unsicher): Bist es du, die ich hier suche?

DIE DIRNE (mustert ihn): Du siehst danach aus.

ER (weicht zurück): Wie nennst du dich denn?

DIE DIRNE: Wie du mich willst. (Geht gegen das Haus rechts und hält unter dem Blutlicht der Lampe.)

ER: Bleib! Da droben schänden sie Menschen!

DIE DIRNE (faßt die Klinke): Kommst du mit?

ER: Jetzt haben sie eine zur Hure gemacht!

DIE DIRNE: Einmal muß es ja sein.

ER: Ach du; hättest du nur gehört, wie sie schrie!

DIE DIRNE: Meinst du, ich habe nicht geschrien?

(Gelächter aus dem Turm.)

ER (blickt hin): Dann geht es dort hinten wohl heiterer zu, als im Freudenhaus bei euch?

DIE DIRNE: Möglich. Es ist ja der Narrenturm.

ER (wankt): Vernichtung! — Und nebenan?

DIE DIRNE: Armen- und Findelheim. Und das Spital um die Ecke, samt der Kapelle. Hier hast du die Welt; nach Belieben.

ER: Sogar ein Kreuz, wenn das Dunkel nicht trägt?

DIE DIRNE (nickt): Aber kein Heiland darauf. Einzig die Marterwerkzeuge.

ER (späht um sich): Und wie heißt dieser Hölleneingang?

DIE DIRNE: Platz der Barmherzigkeit.

ER (nach einer Pause): Hebe den Schleier!

DIE DIRNE: Weshalb?

ER (heiser): Ob kein Totenschädel darunter steckt.

DIE DIRNE (entblößt ein Gesicht von zerstörter Schönheit, das leicht an „Sie“ gemahnt): Kommst du mit?

ER (zuckt bei ihrem Anblick zusammen): Nein. Denn du gleichst einer Frau, die ich liebe.

DIE DIRNE: Wir gleichen alle einander, wir Frauen. Mehr, als ihr Männer es ahnt. — Doch was tust du dann hier?

ER (leise): Sie ging mir verloren, — an einen andern.

DIE DIRNE: An dir ging noch keine verloren?

ER (blickt sie an): Wie bringst du mich darauf? Du warst es ja nicht.

DIE DIRNE: Irgendeine aber doch! Und jetzt traf es einmal dich. Trage es; zur Sühne!

ER (bitter): Bin ich so elend, daß du mich trösten mußt?

DIE DIRNE: Bin ich so elend, daß du es mir verwehrst?

ER: Nein, meine Schwester.

DIE DIRNE: Kind!

ER (neigt sich über ihre Hand und küßt sie).

DIE DIRNE (streicht ihm über das Haar; dann weist sie nach dem Kreuz): Geh schlafen, mein Kind! Doch bete dort erst zur Nacht, für sie, für dich und — für mich, wenn du magst!

ER (aufgewühlt): Kommst du — mit?

DIE DIRNE (mit einem zertretenen Lächeln): In meinen Nächten — betet man nicht. (Ab, in das Haus rechts.)

ER (starrt ihr nach und geht an das Kreuz): Was fehlst du just immer, wenn man dich heischt? Sonst müßten wir uns verstehen, denn auch dich haben Bürger gekreuzigt, du Heiland der Schwächer und Huren. Dein Lichtlein blutet nicht ohne Grund, wie das vor dem Freudenhause. Fährst du nun wieder nach Golgatha auf? Dort mag man sich freilich geborgener dünken, zwischen zwei ehrlichen Mördern am Kreuze, als da so allein, unter deinen Gerechten! Aber hier wärest du nötiger, glaube ich fast?!

DER SCHUTZMANN (behäbigen Aussehens, überquert von links her den Platz. Stehenbleibend): Suchen der Herr einen Arzt?

ER: Meinen der Herr denn, es zöge mich dorthin? (Deutet nach dem Turm.)

DER SCHUTZMANN (zeigt auf das Haus rechts): Auch da hinauf könnte es sein. Dann sucht man ihn aber erst recht. Mit Umwegen freilich.

ER: Sie scheinen vertraut zu sein droben?

DER SCHUTZMANN (schmunzelnd): Gewiß. Doch beiße mit Vorsicht! Bloß, wenn etwas Frisches verzapft wird.

ER: Soeben geschehen. Sie kommen zu spät.

DER SCHUTZMANN (stutzig): Wie? Ohne behördliches Wissen? — Nein, Herr, Sie dürften sich irren: Ein anderer kam da zu früh! (Hastig ab in das Haus rechts.)

ER: Welch scherzhafter Hüter des Lebens! Totengräber beschämte sein Witz. Oh, unsägliches Grauen der Menschen! Riesenhaft treten sie alle auf mich. Nun dämmert der Himmel; da steigen Gespenster sonst wieder ins Grab. Aber nicht sie, diese Greulichsten aller, die ihre Krippe für künftige Maden noch warm an der Sonne beschütten und pflegen.

(Man hört das langsame Fahren eines schweren Wagens.)

ER (aufhorchend): Trostreicher Laut, willst du mich betrügen? So knarren Gemüsekarren vom Land, schwankend

im Duft ferner Felder auf den schmutzigen Steinen der Stadt. Taugige Wiesen! Ebenen! Berge! Ach, meine Kindheit! — Aber ich wage mich nicht um die Ecke, denn dann rollte dort sicher ein Wagen mit Leichengehack aus der Anatomie.

(Gelächter aus dem Turm.)

ER (wendet sich hin): Spärlicher klingt euer Lachen bereits, ihr meine gütigsten Brüder! Bald seid ihr friedsam wohl alle entschlummert, auf euern zerzausten Gesichtern ein dumpfes gesättigtes Glück, ihr Götter, Kaiser und Helden, aus Wolken, aus Gläsern, aus Gold. — Gold! Gold!? Wer blies mir das ein? Schleifst du mich stets auf die nämliche Fährte, ewiger Henker: Geschick? — Ja, nun hat er mich wieder gepackt und stemmt mir die lebende Brust auf! Und ich muß es selber besehen, mein hüpfendes Herz, im Sud meines Blutes, denn meiner erbarmt sich nicht Irrsinn noch Schlaf. Du Meine, du! Du! Abgejagt mir, wie gestohlenes Gut! Mir Feigling, der rannte, von Hunden umkläfft wie ein Dieb! — Nein! Bloß nicht denken daran! — Nur daran —? Und später, — die beiden — allein — vom ersten Kuß — bis zum letzten Griff?! — Ein Ende machen! Ein Ende! (Durchstößert sich fieberhaft) Messer, Strick, — oder Kugel, — was immer! Tue dich ab! Wer übertrifft jetzt dein Elend? — Genug! Rasch darum fort! Im Zenith deiner Schmach! Einen Fußtritt zum Leben hinaus! Aber fluche ihr nicht! Nicht — ihr —! (Macht Anstalten, sich zu erdrosseln.)

(Aus dem Hause links bricht ein durchdringender Schrei, dem ein langes, allmählich ersterbendes Wimmern folgt.)

ER (läßt sich los): Lachen erst, — nun Todesröcheln? — Hält der Abgrund hier sein Fest? — So jammert nur einer, der stirbt. (Eilt zur Türe des linken Hauses, schlägt und rüttelt daran.) Auf, — oder ich sprengte das Schloß!

(Die Mattscheibe erhellt sich. Die Türe wird nach innen geöffnet.)

DIE HEBAMME (eine alte Frau, gewaltig wie eine Bärin, mit wildem Gesicht, steht in der Schwelle vor einem kahlen Gang, in dem ein offenes Gaslicht sprudelt. Barsch): Halten Sie Ruhe, Sie Narr! Ein Kind ist geboren worden!

ER (stockend): Und ich dachte, — ein Mord sei geschehen!

DIE HEBAMME: Alles brüllt, was in die Welt muß, — Mensch und Vieh!

ER (wie oben): So sehr — schmerzt es?

DIE HEBAMME: Wohltuen soll es vielleicht? — Wie solch ein Würmlein nur aussieht: Verkrümmt! Voll Dreck und Blut beschmiert!

ER (schüttelt sich): Wie im zugeworfnen Grabe, wenn die Last den Sarg zermalmte . . .

DIE HEBAMME: Ich schere mich nicht um den Mist. Da fragen Sie dort im Spital den Kaplan! Ich bin allein für den Eintritt bestellt. (Ab in das Haus, die Türe hinter sich zuschlagend.)

(Pause. Es lichtet sich immer mehr.)

ER: Jetzt ist einem das Leben aufgehalst worden, gerade als ich es mir abwürgen wollte. Soll das ein Wink sein? Aber wohin? (Geht zum Kreuze; daran emporschauend) Zum zweiten Male vor dich, der mir hier seinen Platz überließ? — Doch ich fürchte, du Zimmermannssohn, dein Kleid wird mir nicht so recht passen, oder jetzt noch nicht zumindest. — Also verbliebe das Halsband? (Greift sich an die Gurgel, läßt aber sofort die Hände wieder sinken.) Nein! Nein! Im Morgen vermag ich es nicht! Oh, wie es sich köstlich erhellt! Wie frisch die Luft wird! Wie kühn! Als könne das Größte geschehen! Sie ist das! sie! Sie, wenn sie so neben mir wach ward, Haarsträhne, goldene, wirr ins Gesicht, und mich heiß und lachend mit ihnen umfing! (Hingerissen) Oh, gewiß sucht sie mich wieder! Vergibt mir, wie ich ihr vergebe! Und vielleicht ist dann Ruhe um uns! Vielleicht kommt der Friede dann! (Das Kreuz umklammernd) Holz der Qual und der Erlösung, auch mir kannst du beides bedeuten, du meines Leides allertiefster Grund! Denn dich schwemme ich immer im Blute herum, gleich einem uralten Wracke, das nicht zu sinken vermag. Gib du mir darum ein Zeichen, ein klares, untrügliches! Ich lasse nicht eher von dir! Ein Zeichen, schwarz oder weiß! Segen oder Verdammnis! Was es auch wäre: Ein Zeichen! (Rüttelt an dem Kreuz.)

(Das Kreuz beginnt zu wanken und fällt ihm über Haupt und Schultern.)

ER (bricht nieder, rafft sich auf, tut einige Schritte unter dem Kreuz und stürzt dann ohnmächtig zusammen).

(Das ewige Lämpchen am Betschemel brennt unberührt fort.)





Bildnis des Schriftstellers Richard Guttman
Nach einem Porträt von Agathe Löwe

Wachstum / von Leopold Reißinger

Ich häumte mich aus allem Erdreich auf
 Zu hohem Wuchse wonnig schöner Größe,
 An meinen Stamm griff einst des Windes Lauf
 Und bog ihn weit in künft'gen Raumes Blöße.
 Nun bin ich Baum und reiche in die Sphären:
 Der Himmel Seligkeiten greifen Aeste,
 Und meine Kron' umschließet schon Paläste!
 So steh' ich groß im Wehen da; ein Baum,
 Bin ich Symbol der Schöpfung Werdelust!
 Wie träumt ich stets vom weltenweiten Raum! . . .
 Nun schmiege' ich mich im Rauschen seiner Brust!



Die Fackel Nr. 500

Das Weltgericht hat Karl Kraus Recht gegeben. Es ist noch niemals geschehen, daß einem geistigen Kämpfer es die äußeren Ereignisse noch während seines lebendigen Kampfes bestätigt hätten, daß äußere Umwälzungen als Symbol zu fassen wären. Höhere Aktualität war bei einem, der nicht für das aktuelle schafft, nie erhört worden; und die Beziehung seines Kampfes zu Inhalt und Ende dieses Krieges erkennend, ist Wert und Unwert der Zeit leichter zu scheiden und in die Geschehnisse einzudringen. Muß nicht endlich die Wahrheit seines gesamten Schaffens offenbar werden, da die in dasselbe eingesponnenen Episoden der Zeit in seiner Beleuchtung klar geworden? — Noch nie hat eine Prophetie auserwählter Geister so schlagend ihre Wirklichkeit erwiesen, ihre irdische Kraft den Menschen vorgelegt; Karl Kraus darf triumphieren, denn er hat alles gewußt; er, der in den kleinen Ursachen die großen Wirkungen sah, der im kleinsten Satz den Ausdruck einer Gemeinschaft herausfühlte; der Geist und Wert mühelos jedem Tonfall abhorchte und doch qualvoll in sich nachzittern lassen mußte, weil sein Fluch und Zwang es ist, alles zu hören und zu wissen. — „Die letzte Nacht“ ist das Bild des Unterganges, — 1917 geschrieben. Daß er ihn visionär voraussah, ist in der Beziehung der äußeren Ereignisse zu seinem Schaffen begründet. Welch beispiellose Konsequenz, die dieses Schaffen von den Vorkriegsjahren an über das Kriegsgrauen bis zu dem Abschluß des elementaren Unterganges als aufsteigende Linie konzentriertester Leidenschaft erscheinen läßt! Es ist, als wäre dieser nur unter seiner Betrachtung ganz zu verstehen, in der Erkenntnis der Zusammenhänge seines Schaffens als Kampfesweg zur Wahrheit gegen Verlogenheit, Unnatur und Halbheit. Was er vom Kriege gesagt hat, ist sichtbare Wahrheit geworden. Wo sind seine Widersacher? — Nie war seine Bergfahrt so klar zu erkennen. — Wem das klägliche Bild, wie die Zeitungen, — durch mißgünstige und hinterhältige Artikel — dem Kehr aus entkommen wollen, bange macht, der denke, daß der Führer da ist; sehe darauf, daß das Werk dessen, dessen Erkenntnis der Zeit, Welt und Menschheit sich so unbedingt zu Recht erwiesen hat, in das eigene Denken und Fühlen eingehe: das Werk, in welchem die Betrachtung und Aburteilung des täglichen nur Nebenzellen sind. — Die Zeitungen wollen

wieder die neuen Wege in die alten Geleise leiten. Jedoch es sei eine bedeutsame Warnung, Lehre und ständige Mahnung, daß Kriegsende, Zusammenbruch und Wiederaufbau mit einer Jubiläumsnummer der Fackel zusammenfallen. Die „Sintflut“ ist Abrechnung, Richtschnur und Versprechen.

Hans Reich



Odysseus / von Carl Julius Haidvogel

Am Morgen plötzlich brach der Wogen Wucht. —
Und aus der Fläche von geschliffnem Blau
Stieg einer Insel wundersamer Bau
Mit Rosenhecken, Hain und schmaler Bucht.

Mit schlaffem Segel schoß vorbei ein Schiff. —
Ein Harfenton erscholl am Uferstrand
Und eine Weiberschar, bekränzt und nackt,
Sang süßes Lied, das Herz und Sinn ergriff
Und Kahn und Schiffer ins Verderben zwang.

Er aber stand gefesselt an den Mast:
Odysseus, — hoch, der König. — Gierig trank
Sein Ohr jedweden Laut, tief in die Hand
Schnitt ihm die Fessel und ein Lächeln nahm
Sein Antlitz, da nur er, nur er allein,
Der König, kämpfen durfte, — während die
Gefährten, Wachs im Ohr und ohne Hast,
Im altgewohnten, gleichen Takt
Die braunen, harten Leiber rückwärtsbogen.



Nocturno / von Eugen Domansky

Der Abend sinkt herab.
Die Seele, die tagsüber hastend und jagend
Dem Lauf der Ereignisse folgt,
Sinkt in dämmernde Ruh.
Die Kanten verschmelzen,
Eintöniges, wohltuendes Dunkel herrscht ringsum überall.
Aus dem Kampfe gezogen,
Vom Widerstande befreit
Klingen wieder die Saiten des entspannten Gemüts.
Zartfühlender wird die Seele
Und schluchzt manchmal
Janz unbewußt
Im Traum.



Senatspräsident Dr. Leo Elsner

Das gleicherweise an tapferen Männern sowie an Freisinn unendlich arme freiheitliche Bürgertum Wiens und Deutsch-österreichs hat durch das am. 2. Dezember erfolgte Ableben Dr. Leo Elsners einen schweren Verlust erlitten. Mit ihm ist ein wahrhaft aufrechter Mann dahingegangen, ein Kämpfer für das Recht und für den Frieden. Der Friedensidee diente er unermüdlich als Obmann der Friedensvereinigung *Para pacem* in Wien und als Ausschußmitglied des Internationalen Bundes für Menschheitsinteressen in Bern.

Die revolutionäre Feder anerkennt aber auch die hohe menschliche Auffassung, die der Verstorbene vom Richteramt hatte. Für den *Ver!* hatte Dr. Leo Elsner, der ein Alter von 72 Jahren erreichte und — ein seltener Fall von Ueberzeugungstreue und persönlichem Mut! — trotz des zunehmenden Alters in den letzten Jahren zu immer radikal-freiheitlicheren Anschauungen sich durchrang, zwei Aufsätze beigesteuert (Heft 7 und 18/19), die den Beweis liefern, daß es selbst im früheren Oesterreich Menschen gab, die sich das Denken nicht verbieten ließen. Persönlich war Dr. Leo Elsner, den ein Augenübel in der Ausübung seiner Arbeiten sehr hinderte, von einer Güte und Bescheidenheit, die ungemein wohlthat. Seinen Idealismus wünsche ich allen jüngeren Kämpfern für Recht und Wahrheit. Ein braver Mann ist dahingegangen. Wir werden sein Andenken in Ehren halten.

Karl F. K o c m a t a



Egon Schiele

Egon Schiele ist tot. Im Alter von 28 Jahren als Opfer der Kriegsseuche gestorben, zwei Tage nach dem Tode seiner jungen Frau. Selten hat ein Mensch in diesem Alter die öffentliche Meinung, das Publikum so herausgefordert, der Gesellschaft ihr ureigenstes Spiegelbild so kraß vor Augen gehalten, wie dieser Maler. Er war der Erste, der es wagte, an den starren Schulregeln der Akademie beißende Kritik zu üben, der mit einem kleinen Kreis von Gleichgesinnten es laut hinausrief: „Was ihr lehrt ist nicht Kunst, sondern Handwerk!“ Eines Tages legte er den Professoren dreizehn Fragen über Malereikunst vor. Die Antwort war seine Relegierung. Mit ihm verließen Fischer, Faistauer usw. die Akademie. Zuerst verspottet und verlacht, von Nuditätschnüfflern in den Arrest gebracht, als Irrsinniger ausgerufen — errang sich Schiele in den letzten Jahren Weltruhm. Seine Werke sind einzigartig. Urpersönlichkeit, tiefmenschliches Erfassen, abgrundtiefes Lesen in der Seele und als letztes Erkennen — die Erotik in jeglichem Wesen. Nicht den äußerlichen Menschen malte Schiele, den Inneren, den Geistigen. Wie er es tat, das ist eben seine nie übertreffbare Kunst gewesen. Expressionist in des Wortes bester Bedeutung. Er war der Gründer der Revolution in der Malereikunst und der Führer der jungen Generation.

Seine Werke sind ein Vermächtnis an die Menschheit, an die Menschen einer kommenden, besseren Zeit.

Fritz Karpfen



Der Skandal im Stadttheater / von Braun-Hochberg

Den Vorfällen im Stadttheater bei der 25. Aufführung der Mache „Der Kongreß tanzt“ kommt eine weitaus größere Bedeutung zu, als man ihnen im Publikum, in den maßgebenden Kreisen unserer verloderten Gesellschaft und in den Spalten der keineswegs besseren Presse einräumt, die sich alle mit der bloßen Wiedergabe des Geschehenen begnügen und als einziges Argument gegen die Demonstranten die Phrase aufbringen: „In diesen schweren Zeiten hat man andere Sorgen“. Ja, man hat andere Sorgen, gleich die, zu solchen profanen, vertrottelten Operetten zu gehen und die Leichenschändungen der Herren Karczag-Lafite zu unterstützen. Leider gibt dieses kleine Geschehnis des Tages das einzig getreue Bild unserer Zeit und die Art, wie man sich zu ihm stellte, ist geeignet, dem künftigen Historiker die Wahrheit über das Märchen unserer Kultur, über die Geistesverfassung der Theaterstadt Wien zu berichten.

Bezeichnend für Herrn Karczag ist es, daß alle drei Schandoperetten der Kunstparasiten Lafite und Berté in seinen Theatern über die Bühne gingen. Und Herr Karczag wieder ist, wieder für die Zeit bezeichnend, die in ihm den Theaterdirektor hat, den sie verdient. Aber diese Zeit, die sich an solchen Dingen erfreut, muß endlich vorbei sein! Herr Lafite, dem das Publikum gestattet, daß er in den Konzertsälen Mozart, Beethoven und Schubert spielt und sich gleichzeitig seine Taschen durch Schändung derselben Musiker füllt, muß endlich seine Rolle als Professor der Akademie für Musik und bildende Kunst und als ausübender Künstler (?!) ausgespielt haben. Es wäre schon im Hinblick auf die geplante Heine-Mendelssohn-Operette (Treumann in der Titelrolle!!) an der Zeit, daß der in Deutsch-Oesterreich gebildete Kunstrat die Aufführung derartiger Werke, die unter der Flagge „Kunst fürs Volk“ segeln, verbietet.

Trotz der Demonstration gegen den „tanzendem Kongreß“ wurde dieses Machwerk weiter angesetzt und gespielt. Daß dies möglich war, ist nur der Indolenz des Wieners zu danken, der, als er auf den hinabgeschleuderten Flugblättern das Wort „prostituiert“ las, dachte: „Ja, was will ma denn von dö Frauenzimmer?“

Nicht scharf genug kann das Vorgehen des Herrn Karczag sowie, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, der

Polizeiorgane verurteilt werden. Direktor Karczag hatte die Kühnheit, Bühnenarbeiter auf das demonstrierende Publikum zu hetzen und die Unverfrorenheit, die Arbeiter durch Androhung des Lohnentzuges aufzuwiegeln. Die Folgen waren, wie vorauszusehen, wüste Raufereien, bei denen Blut vergossen wurde. Die Polizei hat die Aufgabe, die ihr im weiland österreichischen Staate zugefallen war, keineswegs vergessen und hielt sich nicht für bemüssigt, gegen die Mißhandlungen einzuschreiten.

Selbstverständlich herrschte Korruption auf der ganzen Linie. Die Presse wußte zu berichten, daß die Demonstranten „meist jugendliche Elemente waren“ (altbewährtes Muster), daß es nur jüdische Studenten waren (Reichspost), daß es ein Stammtisch aus dem Café Zentral war (N. Wr. J.); die N. Fr. Pr. konnte nicht umhin, dem Lesepublikum einen Bären in Form eines redenden Arbeiters aufzubinden und das „Deutsche Volksblatt“ wußte sogar, daß dem Komponisten „der aus alten Motiven glücklich zusammengestellten Operette“ und den Hauptdarstellern rauschende Ovationen zuteil wurden.

Was die scharfmacherische Notiz über die geplante strenge Verfolgung der Schuldigen durch die Polizei in der Abendausgabe des N. Wr. Tgbl. betrifft, erklären wir und glauben im Namen aller sprechen zu dürfen, die noch genug Schamgefühl besitzen, angesichts der Einkleidung Mozarts, Beethovens und Schumanns in ein „Libretto“ zu erröten und Tatwillen, dergleichen zu verhindern, daß kein noch so drohender Gesetzesparagraph und kein noch so gefürchteter Polizeigewaltiger uns von der Meinung abbringen werden, daß eine Gesellschaft, die solche Verbrechen gegen die Großen des Geistes duldet, die sich über die Tatsache des, ach so bitteren kommenden Kongresses zu Versailles hinwegtröstet, indem sie in Wien einen Kongreß tanzen läßt und der die fürchterliche Duplizität dieser Ereignisse nicht zu denken gibt, verdient das Schicksal des tanzenden Kongresses zu teilen: gesprengt zu werden.



Die Despotie der Mittel / von Bernhard Boyneburg

Voranzeige des unter obigem Titel soeben im Anzengruber-Verlag, Wien, erschienenen Werkes

In 52 im Weltkriege entstandenen Aufsätzen wird eine Wahrheit fixiert, die vollkommen vernachlässigt wurde — eben weil sie im Weltkriege zur Binsenwahrheit wurde!

Die Erkenntnis von der Despotie unserer Mittel, des Ueberwucherns der Kriegswerkzeuge und der Organisation ihrer Anwendung über alle Ziele und Zwecke der Menschheit ist die wichtigste, die wir aus den fürchterlichen Jahren zu ziehen haben, denn sie muß angewandt, völkerversöhnend und daher wieder-aufbauend wirken. Nicht so sehr waren es Kriegsziele und Kriegszwecke, die die Menschheit in diesen vier Kriegsjahren lähmten, als die zum ungleich wichtigeren Faktor gewordenen Kriegsmittel; diese hatten geradezu ein Eigenleben angenommen; die stöhnende, immer aufs neue friedbereite Menschheit konnte durch sie nicht zum Frieden kommen — sie muß durch sie noch heute, nach dem Waffenstillstand, am Krieg festhalten! Drüben bei den Feinden: Wilson will Frieden, doch Foch, das Haupt der Kriegsmaschine handelt — und bei uns: Minoritäten können mit einigen Dutzend Maschinengewehren Hauptstädte beherrschen! Die Erkenntnis von der Despotie der Mittel ist die Voraussetzung jedes Fortschrittes! Würde man wohl ungeheure Mengen von Strychnin, Cholera- oder Pestbazillen in der Nähe menschlicher Wohngebiete bestehen lassen? Würde man im Falle solche „Vorräte“ zu Massenvergiftungen und Massenepidemien führen, sich damit begnügen, die „schuldigen Ueberwachungsbeamten und überwachenden Aerzte zur Rechenschaft zu ziehen“? Nein, sicher nicht, man würde sehr schnell die Bestände bis auf ein geringes, zum Studium oder zu Abwehrzwecken nötiges Quantum vernichten.

Die Analogie ist vollkommen. Nur müssen wir auch die gleichen Konsequenzen ziehen! Die Menschen werden daran gehen müssen, die Pestherde des Völkerelendes zu entfernen. Eine bessere Organisation und eine höhere Ethik kann sich erst in Jahrhunderten durchsetzen. Die prinzipielle Ausschaltung der Kriegsmittel beim zwischenstaatlichen Verkehr kann schneller erfolgen. Sie ist infolge der ungeheuren Vervielfachung der Machtmittel (gegenüber dem

Kriege von 1870/71 haben sich diese sicher ver Hundertfach in jedem Belange, an Zahl wie an Wirkung) geradezu zur Grundbedingung jedes Höhersteigens der Menschheit geworden.

Wie jede Schrift, die einer Idee ganz dienen will, hat auch mein Werk den Fehler, daß es die These wiederholt. Auf jeder Seite und in jedem Absatze wird von der Despotie der Mittel gesprochen, an Wilson, Ludendorff, Lenin, Bethman Hollweg u. a. wird diese These bewiesen, wird klargelegt, daß zwei ungeheure Kriegsmaschinen sich gegenüberstanden und solange miteinander rangen — bis die eine brach, zusammenbrach! Die zerbrochenen Räder und Teile der einen — sind wir; unsere letzten Reste von Handgranaten wirken noch immer gegen uns — und drüben bei den Feinden noch immer die ungeheure Kraft des Maschinengeschehens!

In diesen Tagen, wo zwei vom Waffenwerke ausgelaugte Länder einer Schar unerbittlicher Feinde Objekt der Rache werden sollen, war die nähere Untersuchung der These von der Despotie der Mittel eine Notwendigkeit. Vielleicht, daß in der Maschine drüben doch noch eine Spur von Seele lebt; daß sie, bevor sie ihr Werk vollendet, diese, die Seele, wiederfindet! Dies ist des Verfassers — allerdings kleinste — Nebenhoffnung gewesen!

* * *

12. Dezember 1918: Das Werk wurde in den vier Jahren des Weltkrieges geschrieben; in einer vernebelten Welt, voll verzerrter Fratzen und verzerrter Gedanken. Nunmehr weichen die Nebel! Und was wir sehen und hören, bestätigt die Richtigkeit des hier Ausgesprochenen.

Langsam beginnen die Schuldigen oder vielmehr die sich schuldig Fühlenden zu sprechen. Sie wollen ihre Handlungsweise rechtfertigen. Wir sehen klarer in das Gesicht der Menschen, die uns regierten! Graf Czernin teilt heute mit, daß er schon im April 1917 den Weltkrieg für völlig aussichtslos gehalten habe. In einem eingehenden Exposé habe er Kaiser Karl hievon verständigt. (Interessant ist der Vergleich dieses Exposéés mit Czernins gleichzeitigen Reden.) Daß Kaiser Karl den Frieden wollte, wissen wir aus seinen Sixtusbriefen. Weder der Kaiser, noch Czernin besaßen die moralische Kraft, sich

des übermächtigen Druckes bestehender Organisationen (in Czernins Rede in ihrer letzten Auswirkung „Ludendorff“*) benannt) zu erwehren!

Dieses Eingeständnis der Ohnmacht gibt einer Welt ehemaliger Freunde Gelegenheit, Czernin anzuklagen: er hätte Ludendorffs Gegenpol sein, oder eben gehen müssen!

Wie billig ist es doch, nachträglich das Uebermenschliche zu verlangen!

In diesen Zeiten ungeheuerster Machtmittel wäre selbst ein Bismarck entweder ein Rad in der Maschine — bis zum Zusammenbruche — geblieben oder: den Weg Kühlmanns gegangen!

Die so Sprechenden standen selbst vier Jahre lang im Banne der Massenhypnose! Bis tief in die Reihen der Sozialdemokraten hinein! Und wahrlich besser, weil würdiger, richtiger und vor allem weil völkerversöhnender, würde es allen, auch den Siegfriedlern von einst, wohl anstehen, zu sagen:

Uns alle zwangen die Mittel. Ein Sich-ihnen-entziehen-wollen wäre übermenschlich gewesen.

So hätte auch Graf Czernin sprechen sollen!

*) Ueber Ludendorff sagte Czernin:

Ludendorff war ein Mann vor ein großer, ja genialer Konzeption, von einer nicht zu unterdrückenden Energie und großen Gaben. Aber dieser Mann hätte eine politische Bremse gebraucht, ein politisches Gegengewicht in der Wilhelmstraße, und das hat er nie gefunden. Uns fehlte Bismarck und es ist schließlich nicht die Schuld Ludendorffs, daß er die einzige Kraftnatur in ganz Deutschland war und daß dadurch die ganze Politik auf das militärische Geleise kam. Ein großer Patriot war Ludendorff, der nichts für sich, sondern nur das Glück Deutschlands wollte, ein militärisches Genie, ein harter Mann — und doch ein Unglück, weil er die ganze Welt nur durch die Potsdamer Brillen sah und ganz falsch einschätzte und jeder Friedensversuch verdarb, der kein Siegfrieden war. Dieselben Menschen, die Ludendorff vergöttert haben, als er vom Siegfrieden sprach, werfen ihm heute aus demselben Grunde Steine nach. Ludendorff war genau so wie die Staatsmänner in England und Frankreich, sie alle wollten kein Kompromiß, nur den Sieg — in dieser Beziehung war gar kein Unterschied zwischen ihnen.





Der Spielmann K. Hans Jüllig

Herbst des Vollendeten im Schmerze / von Rolf Henkl

Sie scheuchten mich, ich wankte in die kalten Weiten
 Und nicht einmal die Schmerzen konnt ich sagen.
 In Einsamkeit verscholl ein wehes Klagen.
 Es starb der Klang in meiner Seele hohen goldenen Saiten.

Nach Sonne und nach Siegen hatte ich gestrebt,
 Und mußte ohne Siege mich bescheiden.
 Jetzt sind vorbei für mich die Freuden,
 Noch keine Stunde hab ich wahr gelebt!

Jetzt sehne ich nicht mehr, was ich versäumte,
 Jetzt stell ich keine Wünsche mehr ans Sein:
 Fahrt wohl, ihr Seligkeiten, die ich einstmals träumte!

Ich sehne nicht mehr, was ich heiß geliebt.
 Es flammt in mir, wie letzter Abendschein:
 Nur Ruhe will ich, wie der Herbst sie gibt.



Der Zuhälter / von Dr. Kurt Sonnenfeld

An einem Maisonntag in jener uns noch widerwärtig nahen, glorreichen Zeit, in der Wilhelm auf Paris Brandbomben werfen, die Miesmacher niederschießen, sich und seinen Generalen Leckerbissen und Sekt servieren ließ und nach jeder Gemeinheit salbungsvoll Bibelsprüche zitierte —, lernte ich bei dem geistvollen anarchosyndikalistischen Theoretiker Rudolf Großmann in Klosterneuburg den Prager Schriftsteller Egon Erwin Kisch kennen, der damals noch durch die k. u. k. Oberleutnantsuniform geschändet war.

Der Abend war schön und friedlich. In der Donau spiegelte sich der Mond, die Hügel des Wienerwaldes schmiegteten sich in der Musik ihrer sanften Linien zärtlich aneinander. Mein Blick umfaßte die geliebte Landschaft und ich verfluchte die gekrönten Verbrecher und ihre adeligen und pfäffischen Schmarotzer, die aus dieser Welt eine Hölle machten.

Auf der Rückfahrt im überfüllten Eisenbahnwaggon sprach ich mit Kisch über jene Themen, die damals von allen durch den Krieg noch nicht gänzlich verkommenen und vertrottelten Menschen mit einer durch den Reiz der Heimlichkeit und der Gefahr noch gesteigerten Leidenschaft erörtert wurden: über Sozialismus und Revolution. Ich erinnere mich noch, daß ich diesen Teil unseres Gespräches mit einem Satze beendete, in dem die Worte Reichspost, Ostdeutsche Rundschau, Wilhelm und Hundspeitsche vorkamen. Dann sprachen wir über unsere Arbeiten und Kisch erzählte mir von seinem kurz vor Kriegsausbruch bei Erich Reiß in Berlin erschienenen Prager Zuhälterroman „Der Mädchenhirt“.

Ein paar Tage später hockte ich auf einem Haufen vermoderten Laubes auf dem Hermannskogel und las in atemloser Spannung und Ergriffenheit dieses Buch, an das ich mich anfangs aus einem gewissen Mißtrauen gegen die Kaffeehausliteraten und aus Furcht vor Zeitvergeudung kaum herange-
traut hatte.

Ein Kaffeehausliterat ist Kisch gewiß nicht. Sein abenteuerreiches Leben, das Egon Dietrichstein im Neuen Wiener Journal recht hübsch beschrieben hat, wäre zwar durchaus kein Beweis für diese meine Behauptung, denn man kann in allen Verbrecherkneipen, Bordellen und Opiumhöhlen diesseits und jenseits des Ozeans heimisch und dabei doch ein unver-

besserlicher Kaffeehausschmök sein, wie die Erinnerung an einen gewissen weltreisenden Literaturkommiss von echt preussischer Schneidigkeit beweist . . . Aber Kisch wäre auch dann kein Kaffeehausliterat, wenn er sein ganzes Leben aus seinem Prager Kaffeehause nicht hinausgekommen wäre. Denn er ist — ich muß pathetisch werden — ein echter Dichter.

Obwohl er von den Meistern des Naturalismus Dostojewski, Strindberg, Hamsun, Flaubert, Zola zweifellos viel gelernt hat, ist seine Kunst nicht an der Literatur, sondern am Leben geschult. Seine Technik ist — im guten Sinne des Wortes — journalistisch. Er berichtet sachlich. Er ist kein Wortfetischist. Die Sprache ist ihm offenbar nur Mittel zum Zweck. Dennoch ist sein Deutsch reiner und anschaulicher als das Deutsch mancher Aestheten, deren Lebenswerk aus stimmungsvollen Adjektiven besteht.

In seinem Buche wird Prag lebendig, — aber nicht das mittelalterlich romantische Prag mit seinem Hradschin und seiner Altneusynagoge, sondern das Prag der Bordelle, der Nachtlokale, der Zuhälter und Strichmädchen von der Zeltnergasse. Und der Hintergrund dieses beklemmend anschaulichen Großstadtbildes ist die Sittenpolizei und das Syphilisspital. Der nationale Gegensatz zwischen Tschechen und Deutschen ist nur mit ein paar flüchtigen Strichen angedeutet, die aber aufschlußreicher sind als einige Dutzend verschmockerter Leitartikel.

Die Handlung? Sie ist — allen Aestheten zum Trotz! — sehr spannend und ein weniger bedeutender Künstler als Kisch hätte daraus wahrscheinlich einen Kolportageroman gemacht. Mehr braucht über die Handlung nicht gesagt zu werden. Man lese das Buch.

Als ich den „Mädchenhirten“ kennen lernte, schrieb ich gerade an einer Abhandlung über den Antifeminismus, die demnächst als Buch erscheinen wird. In meiner Arbeit spielt auch das Problem des Zuhälters eine Rolle und nun bot sich mir eine willkommene Gelegenheit, dieses Problem an dem Werke von Kisch zu erläutern.

Die Erscheinung des Zuhälters muß sexualpathologisch und sozial erklärt werden. Das Problem hat genau so z w e i Lösungen wie das Problem der Prostitution.

Der Mädchenhirt ist der geborene Zuhälter. Er will Herr sein über die Weiber und es befriedigt seine Eitelkeit und sein

Machtbedürfnis, daß die anderen Männer gefühllos gewährte Genüsse bezahlen müssen, während ihm Genuß und Liebe von den Dirnen gratis zuteil wird — und das Geld der gewurzten Männer, der „Krens“, noch obendrein . . . Doch gibt es wohl auch — Kisch deutet diese Möglichkeit nicht an — den Typus des masochistischen Zuhälters, der aus dem eifersüchtigen Gedanken, daß jetzt andere Männer bei seiner Geliebten liegen, qualvolle Lust gewinnt.

Die sozialen Ursachen des Zuhältertums aber sind nur allzu gut bekannt. Sie wurzeln in jener Gesellschaftsordnung, die den Luxus der Wenigen mit dem Elend der Vielen bezahlt und die durch den Weltkrieg ad absurdum geführt worden ist.

Dieses Buch ist eine düstere Anklage — nicht weniger erschütternd als etwa die Anklagen Wedekinds. Der „Mädchenhirt“ ist ein Sturmvogel, der die Revolution ankündigt, obwohl dieses Buch keine Spur von „Tendenz“ enthält. Man wundert sich nicht, daß der Dichter dieses Buches der Revolution, die das gekrönte Schmarotzerpack im Sturm von den Thronen fegte, nicht untätig zuschauen wollte, sondern sich auf einen selbstgewählten und weithin sichtbaren Posten stellte.

Wohl aber wundert man sich über die von Zeitungen verbreiteten Gerüchte, daß dieser Dichter während des Krieges patriotische Feuilletons geschrieben habe, und Karl Kraus stellt ja auch die Verwandlung des Kriegspressequartiers in eine Rote Garde fest, obwohl ich freilich nicht weiß, ob er mit diesen Worten Kisch treffen wollte. Jedenfalls hat Kisch mir gegenüber diese Gerüchte als irrig bezeichnet. Er hat während des Krieges keine Zeile geschrieben, die er nicht auch heute vertreten könnte. Es versteht sich von selbst, daß diese Richtigstellung von Kisch, der nicht nur eine elementarstarke dichterische Kraft und ein feuriger, opferbereiter Revolutionär, sondern auch ein lieber guter Kerl ist, über jeden Zweifel erhaben ist. Daß er sich auf Grund seines vorgeblichen Patriotismus zu drücken versucht habe, wird ihm, der aus Lust am Abenteuer nicht nur als Frontoffizier, sondern auch als Flieger und als Taucher diente, nicht einmal ein Schreiberknecht von der Reichspost vorzuwerfen wagen.

Obwohl also Kisch heute keinen Patriotismus zu widerrufen braucht, möchte ich dennoch die Patrioten von 1914 gegen den häufig erhobenen Vorwurf der Charakterlosigkeit

verteidigen, da auch ich mir bei Kriegsausbruch — allerdings sind meine damaligen zwanzig Jahre eine gewisse Entschuldigung — eine patriotische Entgleisung habe zuschulden kommen lassen. Damals war der Patriotismus ein Rausch, ein Fieber, eine schmutzige Seuche — und da war ein junger Mensch, der von Politik und künstlicher Stimmungsmacherei keine Ahnung und vom Jammer eines Krieges keinen Dunst hatte, bald angesteckt. Als ich im April 1917 meine Barrikadenlieder schrieb, da wußte ich schon längst, was der Krieg war, und ich freue mich, daß ich noch mitten im Kriege Gelegenheit fand, öffentlich — im Neuen Wiener Journal — zu erklären, daß mir meine einstigen Kriegsgedichte Brechreiz einflößen. Karl Kraus, der Edle, Reine, Unbeugsame tut den Kriegslyrikern Unrecht, wenn er sie ausnahmslos der Berechnung und bewußten Gemeinheit beschuldigt. Es gibt auch eine Kriegslyrik aus Dummheit, und ich bedaure, mich zu ihr bekennen zu müssen . . .

Nach dieser prinzipiellen Erklärung kehre ich zu Kisch zurück, den ich am 12. November, am blutigen Revolutionsdienstag, in der Stiftskaserne besuchte. Als ich ihn, umgeben von seinen treuen Freunden, den Soldaten seiner Roten Garde, sah, da vergaß ich es sogar, über diese neue Art von Vereinsmeierei einen Witz zu machen . . . Er nahm Meldungen entgegen und diktierte eine für die Tageszeitungen bestimmte Kundmachung. Manchmal schielte er verstohlen und hungrig nach einem Schmalzbrot, das auf dem Fensterbrette lag. An diesem Abend sprach ich mit dem Kommandanten der Roten Garde — seither hat er sich ja leider schon wieder, aber hoffentlich nicht für immer, in einen Privatmann zurückverwandeln müssen — auch über seinen „Mädchenhirten“. Und ich sah deutlich die Brücke, die von diesem Buche zu den Barrikaden führt.



Kameraden!

Die „Internationale antimilitaristische Vereinigung“ ruft alle antikapitalistischen Organisationen, Gruppen und Einzelnen auf, einen

Internationalen Kongreß in Holland

vorzubereiten.

Der Kongreß wird, sobald es die Umstände gestatten, zusammentreten; sein Zweck ist die Ausbreitung der antimilitaristischen Bewegung in der ganzen Welt. Um dies zu erwirken, wollen wir einen engen Kontakt zwischen Allen an der Lösung antimilitaristischer Probleme Beteiligten herstellen.

Die internationale antimilitaristische Vereinigung in Holland rechnet mit der Sympathie aller revolutionären Organisationen und hofft in nächster Zeit schon von Eurer günstigen Meinung Nachricht zu erhalten.

Erkläret Euer Einverständnis mit diesem Projekt! Teilet der Vereinigung mit, welche Fragen Ihr auf der Tagesordnung zu sehen wünscht!

Sobald wir eine Anzahl von Antworten erhalten haben werden, welche die Abhaltung des Kongresses sichern, werden wir Euch verständigen, wann und wo der Kongreß tagen wird und welche Themen den Hauptvorschlägen der Teilnehmer gemäß entwickelt werden sollen.

Wir sind überzeugt, daß Ihr Alle von derselben glühenden Sehnsucht erfüllt seid, mit uns mitzukämpfen und das Menschenmögliche gegen den Militarismus zu tun. Wir bitten Euch in den Zeitschriften und Publikationen, über die Ihr verfügt, Alles aufzubieten, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf den Kongreß zu lenken.

Revolutionären Gruß

im Namen der internationalen antimilitaristischen Vereinigung
C. Berkhout, C. de Boon, F. Domela Nieuwenhuis, B. de Eigt,
N. J. C. Schermerhorn, A. Last, Sekretär.

„Internationale antimilitaristische Vereinigung“
in Niederland

Leiden, Mariagondastraat Nr. 29.

Alle Interessenten wenden sich in Wien schriftlich an die vorbereitende Gruppe, VIII., Langegasse 20, Tür 29.



Bücherbesprechungen

Dr. Wilhelm Stekel: Onanie und Homosexualismus. Verlag Urban & Schwarzenberg, Wien, I., Preis Mk. 15.—.

Dieses für den Laien wie für den Gelehrten gleich lesenswerte Buch ist von hohem wissenschaftlichen Interesse und stellt einen vollständig eigenen Teil von des Verfassers größerem Werk: *Störungen des Trieb- und Affektlebens* dar. Es ist eine der gründlichsten Monographien dieses gewaltigen Themas, dessen Studium wir an Hand des Verfassers, des hervorragenden und weitbekanntten Wiener Nervenarztes, unbedingt empfehlen können.

Rudolf Großmann

Emil Lucka: Das Brausen der Berge. Roman. Verlag Ullstein & Co., Wien und Berlin, 1918, Mk. 4.—.

In aufsteigender Entwicklung zeigt auch dieser neueste Roman den österreichischen Dichter Emil Lucka. Alle seine Vorzüge, einen bunten, belebenden, durch zahlreiche Personen, Schicksale, Einfälle und Stimmungen durchwirkten Stoff zu beherrschen und zu zergliedern, sprechen hier sichtbar an. Er führt uns mit hellen Lichtern in die Urwüchsigkeit des Tiroler Bauernvolkes und weiß uns durch zart-sinnige Naturschilderungen ebenso zu fesseln, wie mit den ländlichen Gestalten, von denen der junge Veit Volderauer, der uns von Anbeginn bis zum Ende des Buches ungeschwächt interessiert, wohl die gelungenste ist. Ein ganzer, willensstrammer, echter Bauernbursch, wie er uns da gezeichnet wird, ob er nun zum erstenmale auf die Alp kommt, um dort Kühe zu melken, Käse zu machen und Kalbeln auszutreiben, oder dort oben in der Einsamkeit seiner ersten Sehnsucht in Holzschnitzereien Ausdruck gibt und dabei über Menschen, Touristen, Schulkollegen und seine erste Liebe Monika nachdenkt. Gesunde, gerechte Gedanken werden wach und finden Herberge und Heimat bei dem Dorforganisten Johannes Kapruner und seiner Frau, die ihn fortan auf seinem Lebenswege leiten. Und wenn nun auch Johannes Kapruner, der arme Dorforgelspieler, in den Vordergrund des Buches rückt und durch seinen gewaltigen Genius das ganze Licht auffängt, das von Liebe und Begeisterung ausgestrahlt wird, so bleibt der junge Veit nie vergessen, er gehört zu ihm, wie die Berge und die Täler und die Sprache seines Tiroler Landes. Emil Lucka hat in dem Musiker Kapruner Anton Bruckner zu schildern versucht. Viele Züge sind getroffen. Das Urwüchsige, Unverdorbene, Harmlose, auch die ungelenke Art äußeren Benehmens, manches ist nicht gelungen, vieles übertrieben. Vielleicht deshalb, weil die Personen des gesellschaftlichen Kreises in Wien doch oft zu snobistisch und karriert sind. Aber es sind herrliche Stellen in dem Buch, kräftige, feine Beobachtungen und der Humor springt nur so aus allen Ecken und Enden, daß man laut auflachen muß und dem Verfasser für so viel geistreiche Unterhaltungsgabe danken muß. Es ist eine große Kunst, ein Buch in solch epischer Ereite zu schreiben und immer interessant und fesselnd, immer künstlerisch fein und poetisch zartsinnig zu bleiben. Es ist ein Werk, das noch nachklingt, wenn man es gelesen hat.

Malea-Vyne



Anmerkungen des Herausgebers

Kunst und Leben, Wien, Nr. 8/9: Fritz Karpfen: Ich rufe Klage! (Verlag des Ver! Wien, 1918.) Jung-Wiener Kunst. Sie nimmt an geistiger Kraft und also an Bedeutung von Tag zu Tag zu. Man wird gezwungen sein, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Es ist in ihr noch vieles Wegsuchen, doch auch Zielerreichtes schon. Den ersten Spatenstich zum jetzt angebrochenen Weg tat Karl Kraus und im Sinne seiner rücksichtslosen Verbesserungssucht ist das Glaubensbekenntnis der mit morgenfrische Kraft Weiterstürmenden verfaßt: Der heilige Geist der Reinheit bestrahle die Kunst, auf daß sie menschlich und wahr sei! Ein Repräsentant dieser jungen Dichtung ist Fritz Karpfen. Er gibt unter dem Titel „Ich rufe Klage!“ einen kleinen Band Kriegslyrik heraus. Nicht Betrachtung und nicht wiedergekaute Eindrücke sind es. Erlittenes!, Empörung — daß Andere leiden müssen, der Mensch — schleudert diese Gedichte aus einer alleinfühlenden Seele. Nur Form, Gestaltung. Daran fehlt es manchmal. Er kämpft noch mit dem Stoffe. Es sind oft Härten in dem Bau. Dem Klange mangelt es an Weichheit. Es soll kein Tadel sein. Nur Rat. Bei der Gestaltung muß man mit der Stofflichkeit immer rechnen. Alles in allem: Die Gedichte widerspiegeln eine Seele und das berechtigt zu großen Hoffnungen.

Stephan von Hartenstein

Ostdeutsche Rundschau vom 11. Dezember 1918: „Du Held des Volkes!“ Ein Zeitgenosse Kurt Sonnenfeld leistet sich in dem pathologischen Revolutionsblatte „Ver!“ ein Lobhudelei auf Friedrich Adler, die von dem Geisteszustand der jungen Jidden in der Leopoldstadt ein erschöpfendes Bild gibt: „Wo sein Name genannt wird, rauscht die Begeisterung auf und sein Bild erstrahlt in Märtyrerglorie. Sein Name ist heute ein Symbol, eine Fahne, eine Marseillaise.“ Fritz Adler verdient nach der Meinung des verzückten Verfassers aller Liebe und Verehrung, „die mit gefalteten Händen nach ihm ruft“. Der „Glorienchein flammt ihm ums Haupt“, weil er Stürgkh von hinten niedergeknallt hat. Nur Friedrich Adler vermag die Welt überhaupt noch zu retten. Hindenburg und Ludendorff sind heute erledigt für Sonnenfeld und Genossen, „Friedrich Adlers Gestalt aber wächst und wächst.“ Wenn man den schwülstigen Aufsatz, der an orientalischer Ueberschwenglichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, zu Ende gelesen hat, dann versteht man erst voll und ganz das sinnige Wort, das in der Leopoldstadt so oft erklingt: „Meschugge ist Trumpf!“

Die Wage, Heft 50 vom 12. Dezember 1918: „Bumurung“ von K. Hans Jüllig. Diese neueste Publikation des rührigen „Ver!“-Verlages sei unseren Lesern bestens empfohlen. Auf wenigen Seiten ist hier die Entstehungsgeschichte des Krieges — in einer afrikanischen Kolonie — aber wahrlich auch die Entstehungsgeschichte „unseres“ Krieges, jedes kapitalistischen Krieges in eindrucksvoller Weise gezeichnet.

Druckfehlerberichtigung zum „Aufsatze „Was gebührt dem Kriegsinvaliden . . .“ von Richard Bruck im Novemberheft des „Ver!“ 1918. Im ersten Absatz, Seite 376, vierte Zeile von unten gezählt hat es richtigerweise zu heißen „ . . . dgl. Gefallen finden, so erhoffe auch ich mir für diese meine Ausführungen von Seite der egoistischen Welt keinen wie immer gearteten Dank. Wohin aber reiner Egoismus . . .“, ferner lies auf gleicher Seite im letzten Absatze, vorletzte und letzte Zeile statt

„gebrachte Kriegsinvalide“ „gebrachten Kriegsinvaliden“. Auf Seite 378, vorletzter Absatz, hat zu Anfang seiner vierten Zeile das sinnstörende „die sich“ zu entfallen, desgleichen im nächstfolgenden letzten Absatz, siebente Zeile das „sich“ und auf Seite 383, 17. Zeile das „diese“. Auf Seite 384, zweiter Absatz, zweite Zeile gehört „Menschen höherer Ordnung“ in „ “ gesetzt.

Preis Ausschreiben des Landhausverlag Jena

Wir bitten um Einsendung kurzer Abhandlungen aus dem Gebiete rein abstrakter geistiger Fragen. Jedes Thema ist willkommen, insofern es eine gedanklich komprimierte und geistreiche Behandlung erfährt.

Umfang ungefähr 5 Seiten der Zeitschrift „Das Landhaus“.

Preis für die beste Arbeit 100 Mark.

Weitere für eine Veröffentlichung im „Landhaus“ geeignete Artikel werden zu den in unserer Zeitschrift üblichen Honorarsätzen erworben.

Es kommen nur Erstdruckangebote in Betracht. Die angenommenen Arbeiten gehen mit allen Rechten in den Besitz des Verlages über, sofern im Einzelfall nicht andere Abmachungen getroffen werden.

Einsendungen erbitten wir bis 1. März 1919 als Schlußtermin. Die Bekanntgabe der Preisarbeit erfolgt im Maiheft des „Landhaus“. Wo Rückgabe nicht angenommener Manuskripte erwünscht ist, bitten wir um Beifügung eines frankierten und adressierten Briefumschlages für die Rücksendung. Für Postverlust kann keine Garantie übernommen werden, es liegt daher im Interesse der Einsender, die Manuskripte nur eingeschrieben zu schicken. Alle Sendungen bitte zu richten: An die Herausgeberin des „Landhaus“ Toni Schwabe, Jena, Villengang 1.

Im Anzengruber-Verlag, Wien X/1 erscheint soeben:

BERNHARD BOYNEBURG

DIE DESPOTIE DER MITTEL

Dieses Buch behandelt den Kernpunkt unseres Seins. Die These von der Despotie der Mittel ist, weil sie bis nun quasi als Binsenwahrheit galt, viel zu wenig beachtet wurden. In ihrer Erkenntnis liegt der Keim des großen Friedenswerkes: der Völkerversöhnung!

Das rechte Buch — zur rechten Stunde

Soeben erschienen im Verlag des VER!

WELLE

Meditation v. Karl Reschreither
Titelzeichnung von Agathe Löwe

Preis 3 Kronen

Soeben erschienen im Verlag des Ver!

Literarisches Verbrecher - Album

Ein Buch des Gerichtes

von

Fritz Karpfen

Titelzeichnung von

Agathe Löwe

Preis Kronen 1.50

In dieser Schrift wird der Versuch unternommen, die flucht-
würdige Produktion der Kriegsdichter als auch deren Namen
für immer festzuhalten und an den Pranger zu stellen